

ein alter Kulturbegleiter, der nach Hegi⁷⁾ schon in den jungsteinzeitlichen Kulturresten von Aggtelek (Nordungarn)⁸⁾ erscheint. Prächtig, in Farbenpracht und Formenschönheit nicht vielen tropischen Blumen nachstehend, ist die Blüte der Stundenblume! Mehrere kontrastierende Farben vereinigen sich zu einem höchst wirksamen Schauapparat, an dem alle Blütenteile mitwirken: die hellschwefelgelbe, am Grunde schwärzlichbraune Blumenkrone von 4–5 cm Durchmesser gibt einen wirkungsvollen Hintergrund ab für die zahlreichen, nach Malvenart miteinander verwachsenen leuchtend blutroten Staubfäden, welche große orangegelbe Staubbeutel tragen; darüber hinweg ragen die fünf dunkelpurpurnen Narbenäste. Diese herrliche Blüte ist wie die des vorerwähnten Burzelkohls eine Eintagsblüte; sie ist bloß am Vormittag etwa drei Stunden geöffnet. Während dieser Zeit muß also die Insektenbestäubung stattfinden. Wir verstehen daher, daß sich die Pflanze einen besonders wirksamen Schauapparat zugelegt hat. Ebenso interessant wie die Blüte ist die Frucht, eine höckerige Kapsel (was bei den Malvengewächsen ein Ausnahmefall ist!), die vom stark vergrößerten und blasig aufgetriebenen häutigen Kelch umhüllt ist.

Mögen diese wenigen Beispiele gezeigt haben, welche interessante botanische Beobachtungen man auch im Herzen der Großstadt an scheinbar für das Pflanzenleben unmöglichen Stellen machen kann und welche lohnendes Betätigungsfeld dem Botaniker hier vorbehalten ist. Mögen diese Zeilen zugleich eine Anregung für alle Wiener Pflanzenfreunde sein, in den Straßen der Stadt recht eifrig Beobachtungen zu machen und diese gewissenhaft zu notieren, denn in wenigen Jahren wird vielleicht die Wiener Straßenspflasterflora ganz der Vergangenheit angehören, so wie sie ja in den letzten Jahrzehnten — etwa seit Reichs Zeiten — mit der Modernisierung der Verkehrslinien und — mittel und dem enormen Wachstum der Stadt bedeutend zurückgegangen ist.

Ist unser heimisches Raubwild jagdschädlich?

Von E. Uiberacker.

Zu dieser Frage wäre vor allem einmal festzustellen, welche Säuger zum heimischen Raubwild überhaupt gehören. Gar zu reichhaltig ist in unseren Breiten die Liste der Räuber wohl nicht mehr; es kommen bei uns noch vor: das kleine Wiesel, das große Wiesel, der Iltis, der Baum- und der Steinmarder, sowie der Fuchs. Wenn ich Meister Grimbart, den Dachs, dabei übergehe, so geschieht dies

⁷⁾ Flora von Mitteleuropa V/1, Seite 458.

⁸⁾ Nicht Kroatien, wie Hegi angibt!

deshalb, weil er als Räuber im eigentlichen Sinne, als Schädiger der Wildbahn tatsächlich fast nicht in Betracht kommt. Gegen die aufgezählten sechs Vertreter des Raubwildes nun werden von den Nichtjägern, leider aber auch von vielen Jagdanfängern — ich vermeide absichtlich die Bezeichnung „Jäger“ — schwere und schwerste Anwürfe wegen der großen Schäden, die sie dem Wilde zufügen, erhoben, da sie sich nach ihrer, meistens sehr ungenauen Beobachtung, ausschließlich von Tieren, also teils jagdlichen, kleineren Tieren, teils von Hausgeflügel, teils auch von kleineren, wildlebenden Nutztieren (Singvögeln u. a.) nähren.

Daß diese Anwürfe ungerecht sind, kann jeder erkennen, der Sinn für genaues Naturbeobachten hat. Dazu gehört natürlich in erster Linie, daß sich der Betreffende auch nicht eckelt, die Losung (das sind die Exkremente) unseres Raubwildes genau zu untersuchen, denn sie ist der einzige und sichere Nachweis für das, was derjenige, der sie produzierte, verzehrt hat.

Bedingungslos als jagdschädlich zu bezeichnen sind nach meiner Ansicht nur die beiden Wieselarten, die ausgesprochene Carnivoren (Fleischfresser) sind. Ihre grenzenlose Raubgier und die unangenehme Eigenschaft, daß sie nur an blutwarmen Fraß gehen, also Überreste früherer Beutetiere nicht mehr verzehren, rechtfertigen das Prädikat „schädlich“ vollkommen. Sie wagen sich bei ihren Räubereien sogar an Tiere, die ein Vielfaches ihrer eigenen Körpergröße aufweisen. Ist es doch keine Seltenheit, daß ein Wiesel einen im Lager sitzenden ausgewachsenen Hasen anfällt und in den meisten Fällen auch überwältigt. Auch kann man Beutetiere des Wiefels finden, denen lediglich die Halsschlagader durchbissen ist, ohne daß der übrige Körper ange schnitten wäre.

Wenn man also die beiden Wiesel als unbedingt schädlich bezeichnet, tut man ihnen kein Unrecht. Damit aber ist die Liste der absolut jagdschädlichen Raubtiere unserer Gegenden schon erschöpft. Der nächste in der Reihe, der Urtis, ist schon kein reiner Fleischfresser mehr; er ernährt sich bereits von gemischter Kost, zu der bei ihm auch noch Amphibien kommen. Seine Hauptsünde ist wohl, daß er zu viel Geschmack an frischen Eiern findet und auf diese Weise als Nestplünderer sehr unangenehm wird. In Fasanerien wird er deshalb wohl auch als „schädlich“ bezeichnet werden müssen. Außerhalb solcher wird er zwar, wenn sich ihm die Gelegenheit dazu bietet, auch kein Gelege verschmähen, ist aber bedeutend mehr auf den Fang von Mäusen und pflanzliche Kost angewiesen.

Die beiden Marderarten nun, die infolge ihres wertvollen Balges schon eine Seltenheit zu werden beginnen, besitzen unleugbar

Raublust, sind aber trotzdem besser als ihr Ruf. Daß das Gelbkehlchen — der Edel- oder Baummarder — im Winter, ohne zu zögern, wenn auch nur notgedrungen, Aas annimmt, dürfte seinen Grund darin haben, daß es ihm zu dieser Jahreszeit öfters an ausreichendem Fraße mangelt als dem Weißkehlchen, dem auf dem Erdboden lebenden Steinmarder, der unmittelbar in seiner Behausung, die meist in Holzschuppen und Scheunen liegt, sozusagen von seiner Lieblingsnahrung, den Mäusen, umgeben ist. Wenn auch die Beutegier der Marder so groß ist, daß sie ihre Opfer sogar zu hezen pflegen (hier sei an den, das Eichhörnchen baumauf, baumab hezenden Edelmarder erinnert), wenn das Gelbkehlchen auch am hellen, lichten Tage Wildgeflügel — sogar Auerwild — zu beschleichen pflegt, so ergibt eine genaue Untersuchung ihrer Losung sehr, sehr oft die unverdaulichen Überreste von Käfern und anderen Insekten, sowie Obst, Beeren und anderen pflanzlichen Stoffen. Ist doch für den Edelmarder die von Wildkirschenkernen und Vogelbeeren-Überresten durchsetzte Losung geradezu charakteristisch. Wie gerne die beiden Marderarten Obst annehmen, weiß der Jäger sehr gut; er ködert seine, für die Marder bestimmten Eisen meist nur mit gedörrten Pflaumen. Daß auch die Marder Liebhaber von Eiern, sowohl vom Wild- als auch vom Hausgeflügel sind, ist ja bekannt. In Geflügelställen richtet ein Marder oft wirklich Verheerungen an, indem er alle Bewohner des Stalles würgt. Daher stammt auch die Ansicht von der Mordlust der Marder, der mehr Opfer tötet, als er verzehren kann. Dies ist aber doch sehr fraglich. In freier Wildbahn pflegt er dies nicht zu tun, nur im geschlossenen Stalle; es scheint also sozusagen eine Reflexhandlung zu sein, zu der ihn das um ihn herum pulsierende Leben und die Bewegungen der geängstigten Hühner reizen. Daß diese Massentötung keine natürliche Tat handlung darstellt, geht schon daraus hervor, daß der Mörder infolge der Nervenüberspannung und der Überanstrengung oft genug am Schauplatze seines Verbrechens einschläft.

Und nun zu unserem schönsten und stärksten heimischen Raubtiere, zu Reinecke Fuchs, dem vielgeschmähten. Wenn den bisher aufgezählten Raubtieren, mit Ausnahme der Wiesel, die bedingte „Schädlichkeit“ zugesprochen werden mußte, so möchte ich den Fuchs nahezu als nützlich bezeichnen. Wenn er tatsächlich Wild nimmt, so handelt es sich hierbei in 90 von 100 Fällen um kranke, durch Verletzungen oder Hunger geschwächte Stücke, deren Ausstülgung für die Hege des Wildes oft wirklich geradezu von Nutzen ist. Der Fuchs ist Omnivore (Allesfresser) im wahrsten Sinne des Wortes. Wenn sich Reinecke, wie es ihm angedichtet wird, tatsächlich nur von Wild nähren würde, wie würden da bei seinem großen Nahrungsbedürfnis — ein ausgewachsener Fuchs benötigt in der Gefangenschaft täglich

bis zu einem Kilogramm Fraß, um nicht Hunger zu leiden — unsere Reviere bei einer auch nur geringen Anzahl von Füchsen aussehen? Die Niederwildarten wie Hasen, Fasane und Rebhühner wären da wohl schon lange ausgestorben, denn bei der Anwesenheit von nur fünf Füchsen ergäbe ihre Nahrung in einem einzigen Jahre schon bei 2000 kg Fleisch. So wie viele unserer Reviere heute aussehen, wären da die armen Füchse schon längst des Hungertodes verblieben.

Der Speisezettel des roten Schelms ist äußerst mannigfaltig. In erster Linie stehen die Mäuse, um deren Erlangung er sich besonders bemüht. Nicht nur auf dem Vorpaf (nach Katzenart) fängt er sie, sondern er gräbt auch die Mausnester mit besonderer Passion aus. Wie erpicht Reinecke auf den Mäusebraten ist, beweist sein tofsicheres Zusehen auf den Mauspfiff, der ihn oft genug dem Jäger vors Rohr bringt. Auch Insekten liebt er sehr, unter denen wieder die saftigeren Mist-, Dung- und Maikäfer bevorzugt werden. Auch die Nester von Wespen und Hummeln gräbt er aus, nicht um sich, wie vielfach geglaubt wird, deren Honig zu Gemüte zu führen — Wespen haben bekanntlich keinen Honig aufgespeichert — sondern um zu den in den Waben oder Wiegen befindlichen Larven zu gelangen. Engerlinge und Würmer verschmäht er gleichfalls nicht. Berichten zufolge wurden in den Magen erlegter Füchse besonders viel Regenwürmer gefunden. Daß er als Allesfresser auch Aas annimmt, ist natürlich. Obst ist ebenfalls eine Lieblingsnahrung, wie die unverdauten Obstreste, Kerne und Schalen in seiner Losung beweisen. In Weingegenden delektiert er sich an Weintrauben. Daher stammt wohl auch das Sprichwort vom Fuchs, „dem die Trauben zu sauer sind“ Zur Zeit der reifen Heidelbeeren ist seine Losung völlig blau gefärbt, weil er auch diese schmackhafte Beerenfrucht zu schätzen weiß.

All das Gesagte gilt selbstverständlich nur von den natürlichen Bedingungen der freien Wildbahn; in Fasanerieen u. dgl. ist nicht eines der angeführten sechs Raubtiere duldbar, da die sich doch reichlich bietende Gelegenheit sie zu Spezialisten in der Jagd auf das in Überzahl gehegte Wild machen würde. Daß dem Wiesel scharf nachgestellt und der Urtis sehr kurz gehalten werden muß, ist klar; aber den Mardern, die ohnehin schon sehr selten sind, und besonders dem Fuchs kann man eine gewisse Schonung schon zubilligen. Ich schieße selbst sehr gerne im Treiben einen Fuchs und weiß den jagdlichen Reiz einer Fuchspasse mit der Hasenquäcke wohl zu würdigen, aber deswegen wende ich mich doch gegen diejenigen, die Reineckes Vernichtung predigen und ihm mit allen Mitteln, sogar mit dem nichts-würdigen Gift, zu Leibe gehen.

Die wahren Feinde der Wildbahn sind andere; der streunende Firköter und die wildernde Hauskatze, das sind die wahren Geißeln des Nutzwildes. Ich würde es jeder hysterischen „Rabenmutter“ von ganzem Herzen gönnen, die Losung einer solchen streunenden „süßen Miese“ zu untersuchen, die einen förmlichen Filzpfropfen von allerlei Haaren darstellt und die in altem Zustande schließlich infolge des starken, durch die Aufnahme einer großen Menge Knochen bedingten Kalkgehaltes schneeweiß verwittert. Diese raubgierigen, verwilderten Köter und Raben sind die Schädlinge, nicht Marder und Fuchs.

Naturkunde.

Kleine Nachrichten.

Noch einmal der Tatzelwurm. Zu der letzten Notiz über den Tatzelwurm in Heft 2 des Jahrganges 21 (von Dr. Max Omro) kam mir eine ganz interessante Ergänzung in Nummer 5 des Knittelfelder Anzeigers vom 3. Februar 1934 zu. Dort schildert ein Herr Stefan Leitold, Knittelfeld, ebenfalls eine, allerdings schon zwanzig Jahre zurückliegende Begegnung mit diesem Tier, das — indirekt — schon so viel Tinte vergossen hat. Er schreibt: „Es war in meiner aktiven Militärdienstzeit; ich diente beim Infanterieregiment Nr. 27 in Laibach und kam von dort am 20. Mai 1914 zum Gefechtschießplatz in Adelsberg (Weitschießen). Wir waren, zwei Offiziere und vierzig Mann, in der Ortschaft Dobrowa, zirka fünf Kilometer von Adelsberg, einquartiert. Anläßlich einer Weitschießübung in der Nähe von Dobrowa hielten wir Mittagsrast. Da es furchtbar heiß war, benützte ich die Pause, um von der eire halbe Gehstunde entfernten höher gelegenen Quelle Wasser zu holen. Auf dem Rückweg verlor ich die Orientierung und wanderte weiter östlich auf der Höhe zurück. Auf einmal bemerkte ich neben einem großen ausgehöhlten Stein ein seltsames Tier. Fast erschrocken, stellte es sich drohend auf die Hinterfüße, rollte die Augen und fletschte die Zähne. Nachdem ich mich zu genauer Beobachtung hinter einen Stein gestellt hatte, beruhigte sich das Tier. Es war zirka 25—35 cm lang, in Gestalt eines Krokodils, also mehr gedrunken als eine Eidechse, zirka 25 cm Brustumfang, runder Kopf, große rötliche Augen, sehr scharfes Gebiß, kurze, aber kräftige Beine mit Taten und lange Krallen, der Schwanz am Körperansatz sehr dick und zirka 20 cm lang.“ (Hier wäre wohl aufzuklären, ob diese 20 cm Schwanzlänge in die früher beschriebene Gesamtkörperlänge von 25—35 cm eingerechnet sind. U.) „Der ganze Körper war grau und grün meliert und stark schuppig und hatte einen eigentümlichen Geruch. Die Bauchseite war bis zum Hals gefleckt wie beim Salamander.“

Nun wollte ich das Tier fangen und der Seltenheit wegen mit nach Hause nehmen, erkannte aber, daß dies nicht ungefährlich sei. Kurz entschlossen, zog ich meine Militärbluse aus und warf diese blitzschnell über das Tier, wickelte es ein und verband das Bündel mit den Ärmeln der Bluse. Dabei krächzte und schrie das Tier fürchterlich.“ (Auch hier wäre es interessant, über die Art der Laute des Tieres Näheres zu erfahren! U.) „Sofort erschien in nächster Nähe ein größeres, gleichartiges Tier, es war wahrscheinlich die Mutter des gefangenen. Im nächsten Moment befürchtete ich einen gefährlichen Angriff, rasch entschlossen warf ich das Bündel weg und bewarf das alte Tier mit faustgroßen Steinen, worauf es mit starkem Knurren im zerklüfteten Gestein verschwand. Ich machte mich mit der seltenen Beute

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Natur und Land \(vormals Blätter für Naturkunde und Naturschutz\)](#)

Jahr/Year: 1934

Band/Volume: [1934_3](#)

Autor(en)/Author(s): Uiberacker E.

Artikel/Article: [Ist unser heimisches Raubwild jagdschädlich? 36-40](#)